

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1996)

Artikel: Die Stadt der offenen Gesellschaft
Autor: Herterich, Frank
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072789>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Zeiten ändern sich. Sie werden länger und kürzer zugleich.

Länger, weil sich vor allem seit der Auflösung der bipolaren Weltordnung, Grundseen der Geschichte wieder bemerkbar machen, die wir aus unserem historischen Kurzzeitgedächtnis bereits entlassen hatten. Während wir im Westen Europas schon geneigt waren, die nationalstaatliche Ordnung als auslaufendes Modell zu betrachten, politisch durch die europäische Einigung überlagert, wirtschaftsgeographisch durch Strukturen wie die sich von London über die Rheinschiene bis Mailand erstreckende *Banane* überformt, darin die *Global Cities* London, Paris, Frankfurt in ihren weltweiten Bezügen agierend, wurden auf dem Balkan – und nicht nur dort – ethnische, religiöse und kulturelle Abgrenzungen wieder virulent. Der alte Kontinent sah sich unversehens noch einmal im Spannungsfeld zwischen Westen, Byzanz und Islam gefangen und agierte hilflos, als wisse er nicht mehr, in welchem Zeitalter er sich bewege. Die Stadt als traditioneller Vermittler zwischen den Kulturen, Religionen und Ethnien sah sich, repräsentiert durch Sarajevo, dem Versuch eines „rituellen Mordes“ (Bogdanović) ausgesetzt. Doch obwohl Sarajevo nur zu wünschen war, daß ihm diese Bezeugung erspart geblieben wäre, zeigt gerade der grenzenlose Haß auf das Urbane, von dem es heimgesucht wurde, daß Stadt eben mehr ist, als die Wirtschaftsgeographie zu ermessen vermag. Es ist die durch Markt und Öffentlichkeit generierte Vermittlung von unterschiedlichen und einander fremden Welten, und es sind die im kulturell erweiterten Leben wurzelnden schöpferischen und innovativen Potenzen städtischer Milieus.

So ist es nicht allzu vermessen anzunehmen, daß im Falle einer Stabilisierung des Friedensprozesses im Nahen Osten die in diesem Raum dann freigesetzte wirtschaftliche Dynamik über die nächsten Jahrzehnte den Anknüpfungspunkt nicht nur für die Verlängerung der Europastraße 7 bis nach Haifa bietet, sondern auch für die Herausbildung einer neuen Prosperitätszone, die nicht mehr durch ethnische Demarkationslinien bestimmt sein wird, sondern durch Städte wie Wien, Budapest und schließlich auch Istanbul, die als Knotenpunkte der Vermittlung zwischen dem Islam und dem Westen dienen.

Kürzer werden die Zeiten der Innovationsschübe, die von Wissenschaft und Technik vorgegeben und durch die Wirtschaftsdynamik beschleunigt werden. Qualifikationen, Erfahrungen und ganze Berufe verfallen der Obsoletheit in

Fristen, die kürzer sind als die Zeitspanne eines Arbeitslebens. Der Zwang zur Anpassung an veränderte Umstände wird stärker, die Gefahr, an den Rand zu geraten, wächst. Verunsicherung ergreift Gebiete, Menschen und Kreise, die sich bislang eher auf der sicheren Seite wähnen konnten. Nervosität erfaßt die ganze Gesellschaft. Die Institutionen der sozialen Sicherung bilden nicht mehr deren Aussteifungen.

Unsere Städte sind von all dem nicht unberührt. Hiobsbotschaften über sprunghaft steigende Sozialausgaben, Schuldenberge und Haushaltslöcher sind die Aufmacher der Lokalpresse. Die *Zitadellen*¹ fühlen sich ausgenommen durch den Speckgürtel, dessen Bewohnern sie Arbeitsplätze und Kultureinrichtungen zur Verfügung stellen, ohne sich im Gegenzug auch nur entfernt steuerliche Kompensationen gutschreiben zu können. Sie fühlen sich zur Ader gelassen durch die Globalisierung der Produktions-, Handels- und Finanzmärkte, weil im Zeitalter der Telekommunikation Arbeitsplätze leicht dorthin verlagert werden, wo Arbeit und Infrastruktur kostengünstig angeboten werden. Die Räume werden weiter, und die Welt rückt näher. Wo alles fließt, scheint vieles zu schwinden. Räumliche Abhängigkeiten lösen sich, Stadt und Umland zerrinnen zu einer fragmentierten Ordnung, wie die Stadtforstung konstatiert.²

Wird also die Stadt als gesellschaftlicher Ort ausgehöhlt, zu einer tauben Nuß? Verliert sie ihre schöpferischen Potenzen und damit ihre Regenerationsfähigkeit? Oder gilt noch immer, daß sie ihre Kraft daraus gewinnt, „Ort des Dialogs zu sein, Ort der Konfrontation des Alten mit dem Neuen, des Vertrauten mit dem Unbekannten, des Heimischen mit dem Fremden, des Einfachen mit dem Raffinierten“³? Bringen diese Konfrontationen und ihre zeitliche und räumliche Verdichtung in der Stadt heute nichts Neues hervor, sondern wirken sie desintegrativ? Fällt die städtische Öffentlichkeit als Medium der Verarbeitung heterogener Erfahrungen in Zukunft aus, weil, wie geunkt wird, die *Informationsgesellschaft* die Menschen isoliert und aus ihnen überinformierte Monaden macht? Wird die kulturelle Heterogenität der Zuwanderungsstädte unter diesen Bedingungen nur noch als bedrohlich empfunden, weil die Unterschiede unvermittelt aufeinanderstoßen?

Die Zeichen urbaner Desintegration sind gewiß nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Andererseits lagen die Vorteile der Stadt niemals darin, daß sie von den Brüchen und

Krisen in Wirtschaft und Gesellschaft unberührt geblieben wäre, sondern darin, daß diese in ihrem Zusammenhang bearbeitet und neu geformt wurden.

Treten wir, um etwas Abstand zu gewinnen, kurz einen Schritt zurück und vergegenwärtigen uns das 19. Jahrhundert: Im Zuge der Industrialisierung wuchs als Folge der Landflucht die Bevölkerung der Städte in wenigen Jahrzehnten um das Zifache. Die Menschen ballten sich in Elendsquartieren. In weniger als einer Generation durchlebten sie einen grundlegenden Wandel ihrer materiellen, sozialen und kulturellen Lebensumstände. Die engen mittelalterlichen Stadtgrundrisse wurden aufgebrochen. Mit der Entwicklung der Eisenbahn dehnten sich die Städte sternförmig aus. Später, mit neuen Verfahren zur Stahlherstellung und der Elektrizität als Antrieb für Aufzüge, ging die Stadt auch in die Höhe. Hätte man zu Beginn des letzten Jahrhunderts gehahnt, welche Brüche und Veränderungen die Industrialisierung mit sich bringt, hätte sich der Großstadtpessimismus in weit düsteren Prognosen ergangen, als sie heute geläufig sind. Am Ende des Jahrhunderts jedoch bot die Stadt sich in ihrer gründerzeitlichen Form dar, die beileibe nicht alles geheilt hat, die uns aber heute in so mildem Licht erscheint und die zum Inbegriff der europäischen Stadt erhoben wurde. Die Moderne des 20. Jahrhunderts überformte die Stadt erneut und erhab die Funktionstrennung zum Programm. Seit der Popularisierung des Automobils um die Mitte des Jahrhunderts dehnen sich die Städte breitförmig aus, und mit der Telekommunikation deutet sich das Fragment als formbestimmendes Motiv an. Die Hauptstadt des 20. Jahrhunderts ist die von heterogenen kulturellen Zuflüssen geprägte Weltstadt New York, die, seit sich der Einfluß der europäischen Emigration nach und nach überlebt, an Kohäsion zu verlieren droht. Ins 21. Jahrhundert mögen wir schon gar nicht mehr blicken, da sich mit den Mega-Städten der sogenannten Dritten Welt die gänzliche Formlosigkeit anzukündigen scheint.

Immer hat die Stadt Zukunftseuphorie wie Angstprojektionen auf sich gezogen. Am resistentesten gegenüber der einen wie der anderen Anmutung und durch alle Formveränderungen hindurch hat sich jedoch das gesellschaftliche Leben erwiesen, das im dichten Zusammenhang von Geschäftstätigkeit, kulturellen und administrativen Einrichtungen, einer Vielfalt von Ereignissen und Begegnungen seinen Nährboden hat und dessen Seele die Öffentlichkeit ist.

Wem also gehört die Stadt, wenn nicht der Gesellschaft! Wird sie exklusiv vereinnahmt, dann kommt die gesellschaftliche Interaktion zum Erliegen, die Stadt stagniert. Schließt die Stadt aus, schottet sie sich ab, dann kommt sie in die Krise, dann kann sie nicht mehr die Integrations- und Transformationsleistungen vollbringen, die sie zu einer der vitalsten und anpassungsfähigsten Großformationen der Menschheit gemacht haben.

Ohne gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Austausch findet keine Integration statt. Diese Erfahrung machen, im Guten wie im Schlechten, die von Zuwanderung geplagten Metropolen des Westens wie die Megastädte der sogenannten Dritten Welt. Die Stadt ist der Raum und das Milieu der *offenen Gesellschaft*. Der Ausschluß von ihren Austauschbeziehungen ist neben dem Ausschluß von den Bürgerrechten die wohl schärfste Segregation, die Menschen widerfahren kann. Hierin liegt eines der Kardinalprobleme unserer Trabantenstädte wie der französischen Banlieues und vieler Slums im angelsächsischen Raum.

Symptomatisch hierfür ist, wenn etwa in Frankfurt am Main bei einem durchschnittlichen Anteil der Sozialhilfeempfänger unter den Ausländern von 12,8 Prozent dieser in den Trabantenstädten zwischen 20 und 25 Prozent liegt, während er in citynahen Stadtvierteln, die alles andere als nobel sind und in denen, wie in den Trabantenstädten, mehr als die Hälfte der Bewohner ausländischer Herkunft sind, nur knapp über dem städtischen Durchschnitt liegt. In den Trabantenstädten findet sich nicht nur soziale Deklassierung; die räumliche Abgrenzung vom Stadtleben erschwert die Überwindung ihrer Schranken. Hier, wo, wenn es gut geht, im sozialen Wohnungsbau alles auf kostengünstige Unterbringung zugeschnitten ist, finden sich keine losen Enden von Angebot und Nachfrage, die sich zu einer einträglichen Tätigkeit verknüpfen ließen und den Teufelskreis aus Langeweile, Hoffnungslosigkeit und Mißachtung auch nur zeitweilig vergessen machen könnten.

Und wenn solcherart marginalisierte Jugendliche gegenüber Betreuungsangeboten erklären, daß „nichts wert sei, was nichts koste“, dann drückt sich auch hierin das Verlangen nach Teilnahme am gesellschaftlichen Austausch aus und nach der Achtung, die im so vermittelten Geben und Nehmen zu erlangen ist. In den vielfältigen Beziehungen innerstädtischen Lebens tun sich dagegen mancherlei Möglichkeiten auf. Es finden sich Nischen, die zwar nicht das gute Leben bieten, aber auch für Zugewanderte in kleinen

Geschäften und einfachen Dienstleistungen immerhin den Ansatz, um Tritt zu fassen. Die Poren der Stadt sind hier vergleichsweise offen. Das ist schon was, auch wenn dem Gedanken des sozialen Ausgleichs in solchen Verhältnissen eher Hohn gesprochen wird.

Die Kehrseite der Zuwanderung ist die Abwanderung von Arbeitsstätten in Billiglohnzonen.

Man kann diese Erscheinung globaler Flexibilisierung nicht ermessen, ohne die Sweat-Shops in Schwellenländern und Metropolen wie New York und ohne die Kinderarbeit in den Armutsregionen dieser Welt zur Kenntnis zu nehmen. Universelle Mindeststandards sozialen Schutzes sind, ebenso wie ökologische Standards, das Gebot der Stunde, auch wenn ‚Deregulierung‘ sonst allenthalben groß geschrieben wird.

Doch kündigt sich mit der Mobilität von Arbeit, vor allem im Bereich der Informationsverarbeitung, ein neues Menetekel für die Stadt an? Unsere Städte geben ab. Zweifellos. Doch die Städte der anderen gewinnen – nicht nur Arbeit. Sie gewinnen auch an städtischer Lebensweise und damit Potentiale zur Transformation der Gesellschaft. Indien etwa ist, was den Anschluß an die weltweite Telekommunikation betrifft, vorerst ein singuläres Beispiel, und auch von der dortigen Stadtbevölkerung hat nur eine Minderheit Zugang. Doch mit jedem Schritt der Verallgemeinerung wächst auch die Zahl berufstätiger Frauen. Mit der Emanzipation der Frau in Familie und Gesellschaft sinkt, wie wir wissen, die Geburtenrate. Das gegenwärtige exponentielle Wachstum der Städte in der sogenannten Dritten Welt ist das Ergebnis der Landflucht in einer Übergangszeit noch nicht vollzogener Transformation zu städtischer Lebens- und Existenzweise. Im Zuge der Globalisierung der Telekommunikation könnte sich diese Transformation, über die Entwicklung der sozialökonomischen Basis hinaus, durch die weltumspannende Herausbildung zunächst auch nur kommunikativ vermittelter städtischer Milieus beschleunigen. Die Bemerkung eines marokkanischen Bankiers, der auf die Frage nach der Bevölkerungsentwicklung seines Landes im Hinblick auf die pariserisch geprägten Frauen von Rabat antwortete: „Glauben Sie, daß diese Frauen noch eine große Zahl von Kindern haben wollen?“, könnte unter solchen Umständen nicht mehr nur eine kleine Oberschicht betreffen. In Indien immerhin hat sich das Bevölkerungswachstum bereits gebrochen. Jüngere Erfahrungen zeigen überdies, daß Hungersnöte oder Epidemien in Ländern mit demokratischen Strukturen

eher vermieden bzw. deren Folgen besser bewältigt werden als in Ländern mit vordemokratischen oder totalitären Strukturen. Die Idee, sich für die Gesellschaft mitverantwortlich zu fühlen, bewegt offenbar mehr und Besseres als einseitig technisch und administrativ orientierte Strategien, die nicht selten ins Leere gehen.

Der Hinweis auf derartige Tendenzen und Elemente der Stadtentwicklung will nicht beschwichtigen angesichts der Herausforderungen und Probleme unserer Städte. Er soll nur darauf aufmerksam machen, daß in den gesellschaftlichen Potenzen der Stadt nicht geringe Möglichkeiten ihrer Bewältigung liegen.

Vielleicht ist das das Vermächtnis der europäischen Stadt: die Kernstadt als gesellschaftliches Gravitationsfeld, das die zentrifugalen Kräfte der Stadt bindet. Vermutlich ist darin mehr Halt zu finden als in den ästhetischen Placebos, die ein preußischer Regionalismus in diesen Jahren mit dem ‚steinernen‘ Berlin bereithält.

Doch die Gesellschaft muß sich in der Stadt behaupten. Wenn sie nicht mehr weiß, was sie an der Stadt hat und was sie von ihr will, wird – emphatisch gesprochen – die civitas ihren Raum verlieren.

Die Wirtschaft für sich neigt dazu, ihre eigenen Voraussetzungen zu verbrauchen, die Natur wie die lebendige Arbeit, aber auch die Kultur und die schöpferischen Potenzen der Gesellschaft. Nur die *hardware* der Stadt, Flächen, Bauten und technische Infrastruktur, sind ihr etwas wert. In die *software* der Stadt, in die durch Ausbildung, Kultur und erweiterte Lebenswelt generierte Kreativität und Innovationsfähigkeit der Städter sträubt sie sich zu investieren und verweist allenfalls auf die Institutionen der Gesellschaft. Das gesellschaftliche Leben der Stadt braucht aber mehr noch als Institutionen Räume, in denen es sich entfalten kann, und zwar mehr und besser als das, was übrig bleibt, wenn für die *hardware* gesorgt ist und was Konzerne allenfalls noch als ein erweitertes Verständnis von *corporate identity* zur Verfügung gestellt haben. Es braucht räumlichen Zusammenhang und Zwischenräume, in denen sich der Austausch zwischen den verschiedenen Milieus, Lebenssphären und Welten der Stadt vollzieht. So gesehen lohnt der Blick auf die gesellschaftlichen Faktoren der modernen Stadt, ihre Beziehung zu den technisch-ökonomischen Transformationen und ihre räumlichen Konsequenzen und Bedingungen, auch wenn er zunächst vielfach an rührenden Eindrücken klebt. Daß uns bei dem,

was Planer, als ob sie von Kaffee redeten, „städtische Mischung“ nennen, zunächst das bunte Treiben auf toskanischen *Piazze* oder an Boulevards unter den Bedingungen milder Nachmittagssonne vor Augen steht, macht die Verfechter des Urbanen tatsächlich angreifbar für die hartgesottenen Analytiker der Stadtökonomie. Diese mögen darin nur Sentimentalität erblicken, für die der Kommerz keinen Raum lässt, außer allenfalls als verbalhorntes Erinnerungsstück in den beliebten Malls. Tatsächlich ist jener idealistische Zug in der Architektur und im Städtebau unübersehbar, der aus der Geschichte nur die Bilder wahrnimmt und diese bewußtlos zu reproduzieren sucht. Vor allem in den postmodernen Achtingern war er virulent.

Doch ganz so bodenlos ist die Vorstellung von Urbanität nicht.

Gehen wir von der Arbeitswelt aus:

Die steigenden Anforderungen an Selbständigkeit, Flexibilität und Innovationsfähigkeit lassen es weder notwendig noch ratsam erscheinen, sie als geschlossene Welt anzulegen. Die einfache Teilung in Arbeits- und Privatsphäre bietet eine zu enge Grundlage zur Generation und Regeneration der geforderten Fähigkeiten. Ob es sich um soziale Kompetenzen und ‚Menschenführung‘ handelt, um Bildung, um Artikulationsfähigkeit, Meinungsbildung und kommunikativ begründete Kooperation, auch und gerade um den Umgang mit Ambivalenzen, in all diesen Fragen liefert die kulturell erweiterte Lebenswelt notwendige Impulse. Zu erschließen ist sie allerdings nicht wie das Belegen eines Volkshochschulkurses oder das Buchen einer Urlaubsreise.

Der alltägliche, möglichst beiläufige Wechsel zwischen den Lebenssphären setzt eine gewisse Nähe und räumliche Verzahnung voraus, muß aber auch spezifische Distanzierungen erlauben – schon alleine deswegen, weil nur das ‚Abstand gewinnen‘ mentale Entlastung von aufsteigenden Ängsten bringt und im Zweifel auch die Voraussetzung eines reflexiven Verhältnisses zur eigenen Arbeit und Existenz ist.

Nimmt man noch hinzu, daß das auch in Deutschland aus Kostengründen um sich greifende Raummanagement in Verbindung mit den neuen Kommunikationstechniken zu einer weiteren Rationalisierung der räumlichen Arbeitsorganisation führen wird, vom *hoteling* bis zum *home office*, so wird deutlich, daß die Überlagerung dieser Ansprüche mit denen nach der Möglichkeit beiläufigen Hinübertretens aus einer Lebenssphäre in die andere nach neuen stadt-

räumlichen Lösungen verlangt. Legt man schließlich noch die Folie avancierter Anforderungen im Hinblick auf Klima und Energieeinsparung auf, so eröffnet sich für innovativ orientierte Architekten ein komplexes Feld städtebaulicher und objektbezogener Raumbildung, die, einen Sinn für gesellschaftliche Interaktion vorausgesetzt, nach architektonischer Maßarbeit verlangt und nicht nach Konfektionsware. Die Arbeitslosigkeit ist Teil der Arbeitswelt; genauer gesagt: Die schlimmsten Folgen zeitigt sie, wenn sie zu einer eigenen Welt wird.

Traditionell definiert sich der Status eines Mannes und mittlerweile auch von mehr und mehr Frauen in unserer Gesellschaft durch die berufliche Position. So ist der Sturz in die Arbeitslosigkeit nicht nur mit empfindlichen Einkommenseinbußen verbunden, sondern auf Dauer auch mit Ansehensverlust und einer Krise des Selbstwertgefühls, mit sich hochschaukelnden Zerrüttungseffekten auf das Ego, auf soziale Bindungen und nicht zuletzt die betroffenen Familien. Für den klassischen Industriearbeiter ist dieser Schnitt am schärfsten: Zur Ausübung seiner Arbeit an die Fabrik gebunden, angewiesen auf die großen Maschinen und auf die mit den Kollegen vereinte Arbeitskraft, bleibt ihm außerhalb der Fabrikmauern zur Beschäftigung wenig mehr als TV und vielleicht noch ein Hobby. Er ist entweder drin oder draußen. Draußen leidet er an Bedeutungsverlust, fühlt sich nutzlos und baut ab.

Die Verflüssigung von Arbeit in der Informationsgesellschaft, ihre unbeschwerete räumliche Verlagerung in Billiglohnzonen und ihre damit einhergehende Entwertung, ihre um sich greifende Substitution durch Technik – so sagen uns die Experten – beschränkt sich nicht mehr nur wie bei der Rationalisierung der Industriearbeit auf das traditionelle Proletariat, sondern zieht immer weitere Kreise in die Mittelschichten. Nicht zufällig geht die Rede vom ‚akademischen Proletariat‘.

Verflüssigt wird aber auch die harte Grenze zwischen Arbeit und Arbeitslosigkeit. Unterbeschäftigung kennt eine weite Zone fließender Übergänge. Wieviele Geisteswissenschaftler versuchen sich nicht, mit mehr oder weniger Erfolg, als freie Journalisten oder jobben in Agenturen. Wieviele Hochschulabsolventen verdienen sich nicht zu lächerlichen Honoraren als Lehrbeauftragte an Volks- oder Fachhochschulen. Wieviele Architekturbüros können nur dadurch gehalten werden, weil unter den Partnern die eine eine Professur innehat oder der andere aus einem Vermö-

gen zubuttern kann – die Wirtschaftswundergeneration hat schließlich eine Erbengeneration gezeugt, die heute in den besten Jahren ist. Wieder andere unterhalten ihr Büro durch fachfremde Dienstleistungen, und unter den Mitarbeitern werden nicht wenige periodisch vom Arbeitsamt alimentiert. Aus anderen Sparten, etwa den Medien, ließen sich diese Beispiele leicht ergänzen.

Gemeinsam ist all diesen Teilbeschäftigen, daß nur die enge Fühlungnahme zur Welt der ausgeübten Profession ihnen gestattet, die Balance auf der Schwelle zu halten. Das Aufschnappen von *know how* bei Fachsimpeleien, die Kommunikation von Insiderwissen über potentielle Auftraggeber, Projekte oder Stellen bis hin zur Aktualisierung berufsspezifischer Verhaltenscodes hält bereit für jederzeitiges Ein- oder Umsteigen. Das Mitlaufen, zuweilen auch nur am Rande, schafft das psychologisch so wichtige Gefühl, dabei zu sein und liefert en passant auch Ideen für neue Unternehmungen. In einer Zeit „deregulierter“ Arbeitsverhältnisse bildet das urbane Gewebe einen Zusammenhang, der das soziale Netz zwar nicht ersetzt, aber doch vielen ermöglicht, über Strecken Schritt zu halten bzw. neu Tritt zu fassen.

Die Überwindung der von der industrialistisch geprägten Moderne zum Programm erhobenen Funktionstrennung der Stadt in scharf abgegrenzte Zonen ist also nicht so obsolet, daß sie nur ein frommer Planerwunsch wäre. Ihre praktische Erfordernis, die Absonderung nämlich der die Menschen und ihre Sinne belastenden Industrieproduktion, ist weitgehend entfallen. Das unsere Städte mehr und mehr prägende Dienstleistungsgewerbe fällt – planerisch gesprochen – überwiegend unter *nichtstörendes Gewerbe*. Nur hat sich die Deutung inzwischen verkehrt. Offenbar geht es heute vielmehr um die das Geschäft *nichtstörende Wohnbevölkerung*. Investoren sorgen sich darum, daß Büros mit Blick auf Fenster, vor denen Wäsche hängt, nicht vermarktbare seien. Kommerzielle Architekten quittieren solche Problemlagen mit der Feststellung „Geld bewegt die Welt“, erklären, um Restlegitimation bemüht, die anderen für weltfremd und basteln weiter an Bürostädten. Die eigensinigeren unter den Architekten denken sich „Soll'n sie sich nicht so haben“ und feilen unverdrossen an ihren *gemischten Strukturen*. Im Zweifel liegt der Schwarze Peter dann bei einem Planungsdezernenten, falls der vor den Investoren in die Knie gegangen ist, anstatt die schöne, neu gemischte Welt zu oktroyieren. Worum aber geht es im Kern?

Gewiß nicht um eine Zwangsgemeinschaft von Hausarbeit und Bürotätigkeit und auch nicht darum, sich gegenseitig auf dem Schoß zu sitzen. Die Einheit von Wohnen und Arbeiten hatte ihre Zeit in der Ära des Handwerks. Die industrielle Revolution ließ ihr, abgesehen von der Heimarbeit, nur mehr die Nische der Sozialromantik. Arbeitssphäre wie Privatsphäre brauchen ihre eigenen Räume und sollen sie haben. Es geht um einen räumlichen Zusammenhang zwischen ihnen, der den alltäglichen und beiläufigen Wechsel von der Arbeitswelt in eine gesellschaftlich und kulturell erweiterte Lebenswelt ermöglicht und umgekehrt. Angesichts der Flexibilisierung der Arbeit geht es auch um die Öffnung der Arbeitswelt. Eine derartige Ordnung integrierter Stadtquartiere muß andererseits Raum lassen für das Wechselspiel von Nähe und Distanz, das, wie Richard Sennett so überzeugend dargelegt hat, konstitutiv für das gesellschaftliche Leben der bürgerlichen Stadt ist. Unvermeidlich hat hier auch die soziale Distanzierung ihre Bühne, und die Wäscheleine ist ihr Symbol. Der öffentliche Raum ist der Zwischenraum, in dem sich die Osmose zwischen den verschiedenen Sphären der Stadt vollzieht.

Um Zwischenräume geht es auch im zeitlichen Sinn. Auf die Verödung der Innenstädte nach Geschäftsschluß reagiert man gegenwärtig vornehmlich mit den Instrumenten der Sicherheitspolitik. Die kontrollierten Zonen, die so geschaffen werden, sind Abstriche am öffentlichen Raum. Dessen Erweiterung aber wäre die urbane Strategie gegen die Verödung. Anstöße zum Bau von Wohnungen in der City – und sei es in Hochhäusern, damit die Rendite stimmt – erfahren leider noch immer nicht annähernd so viel Aufmerksamkeit seitens der Kommunalpolitik wie die Beauftragung von Sicherheitsdiensten.

Auch die Verkehrspolitik, ein heißes Thema unter Planern, Politikern und Bürgern, ist bis hin zu den Maßnahmen der Verkehrsberuhigung geprägt von der Logik der Schutzzonen und dem kategorischen Ausschluß auch nur der leisesten Ambivalenzen. Daß Städter sich im Straßenraum arrangieren könnten, scheint hierzulande unvorstellbar. Entweder Straße oder Schiene, entweder Auto oder Fußgänger, entweder schnell oder langsam! Ordnung muß sein. „Deregulierung“ als das urbanere Prinzip der Verkehrsberuhigung⁴ ist undenkbar für die Techniker der Verkehrssteuerung. Auf der Strecke bleibt einmal mehr der öffentliche Raum, der schon unter dem Fetisch der autogerechten Stadt zu leiden hatte.

Zeiten des Umbruchs sind Zeiten der Ungewißheit. Ambivalenzen machen guten Rat teuer und fordern gerade deshalb zu Entscheidungen heraus. Die Öffentlichkeit ist verunsichert, und die Politik geht immer mehr zur Simulation von Tatkraft über. Sicher ist nur, was berechnet werden kann. Was sich dem Kalkül entzieht, zählt nicht. So kann es kaum Wunder nehmen, daß Investoren die Belange der Öffentlichkeit ihrem Marketing einzuverleiben suchen. Das ist ihr Geschäft, und das rechnet sich – jedenfalls nach bisheriger Erfahrung. Daß das öffentliche Interesse auf der Strecke bleibt, wenn andererseits in der Politik allein der Deal mit Investoren als Ausweis wirtschaftlicher Kompetenz gilt, erstaunt ebensowenig. Doch in dieser Hinsicht muß sich die Öffentlichkeit und namentlich die einschlägige Presse an die eigene Nase fassen: Wenn mediengeleitete Politiker vor allem damit beschäftigt sind, Stolpersteine zwischen sich hin- und herzuschieben, und wenn für eine storygeleitete Presse an der Politik nur noch der Eklat interessiert, dann bleibt keine Luft für den langen Atem wie der Städtebau ihn braucht, und erst recht nicht für Ungeißheiten, ohne die das Ereignis Stadt nun mal nicht zu haben ist. Dann verlieren selbst Projekte, die auf der Höhe der Zeit und gekonnt geplant sind, im Zuge der Realisierung ihre subtilen, nicht selten aber entscheidenden Qualitäten. Dann wird en bloc gebaut und nicht differenziert. Dann rangieren Termin- und Kostensicherheit allein auf weiter Flur als Maßstäbe ordentlicher Architektur. Dabei liegt auf der Hand, daß in Zeiten schnellen Wandels elastische Strukturen angemessen wären, d. h. gemischte Ökonomie und gemischte Nutzungen, sowie Häuser, die zu großen Komplexen addierbar und in kleine Einheiten teilbar sind und auch gefügig für sich wandelnden Gebrauch bis hin zur Konvertibilität zwischen Geschäfts- und Wohnhaus. Und nicht zuletzt bedürfte es einer Dramaturgie öffentlicher und privater Räume, die gegenwärtige Ansprüche von Individuum und Gesellschaft reflektiert und nicht nur einen faden Kompromiß zwischen Marketing und Stadtstyling bildet.

Doch wer soll solche Entscheidungen generieren und, sei es mit Nachdruck oder List, in die Tat umsetzen? Solange die einen beklagen, daß die gewohnte Ordnung der Dinge zerfällt, die anderen die Nebenwirkungen neuer Chancen monieren und die Dritten angesichts solcher Unübersichtlichkeit sich in Bilder flüchten, die wenigstens die beruhigende Kraft des Bekannten ausstrahlen, solange wird die einge-

fahrene Rationalität kommerzieller Architektur herrschen – bis ihre Obsoletheit sich schneller offenbart, als die gewöhnliche Abschreibungsfrist beträgt.

Die Konsequenz ist, daß die Stadt zwar beansprucht und strapaziert wird, ihre Stärken aber, die vornehmlich in ihrer Anpassungsfähigkeit liegen, nur zögerlich zur Geltung gebracht werden.

Anmerkungen

- 1 R. Keil/P. Lieser, Zitadelle und Getto: Modell Weltstadt, in: W. Prigge/H.-P. Schwarz (Hg.), *Das neue Frankfurt*. Frankfurt am Main 1988
- 2 K. Ronneberger, Postmodernismus und städtischer Raum, in: U. Schwarz (Hg.), *Risiko Stadt*. Hamburg 1995
- 3 F. Herterich, Urbanität – Stadtstyling oder Kultur des Widerspruchs?, in: V. Hauff (Hg.), *Stadt und Lebensstil*, Weinheim 1988
- 4 Vgl. F. Herterich, Zwischen Umgangsformen und Straßenverkehrsordnung, in: Martin Wentz (Hg.), *Stadtplanung in Frankfurt, Frankfurt am Main/New York 1991*

Amann, Schikora, Zierold
King Kong Kunstkabinett, München/Frankfurt am Main

